

An Wilhelm Tell

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Helvetische Monatschrift**

Band (Jahr): **1 (1799)**

Heft 3

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-551182>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

An Wilhelm Tell.

Was mußt du guter Wilhelm Tell,
 Nicht alles dir gefallen lassen,
 Seitdem der Franken Trommelfell
 So laut ertönt auf unsern Gassen! —
 Dort prangt ein Viertel-Pfund Tabak
 Mit deinem Bild; hier liegt ein Sack
 Den seines Herren Firma zieret,
 Wozu man einen Tell skizziret.
 Dort über jenem Kaffeehaus
 Siehst du besonders artig aus;
 Da stehst du ja mit Pfeil und Bogen
 So gut gemahlt, als gut gelogen.
 Auch überall erblickt man schon
 Auf jedem Paß und Manifeste
 Jetzt einen Wilhelm Tell und Sohn
 Mit zierlich aufgeschlitzter Weste.
 Dort trägt man einen Schild zur Schau,
 Betüncht mit Gottes Donner Blau,
 Worauf ein greller Tell zu sehen,
 Bey dem die Haar' zu Berge stehen;
 Gestalten sieht man so im Traum.
 Er kömmt an einen Freyheitsbaum.
 Und dennoch ist es offenbar,
 Entsetzlich und doch Sonnenklar,
 Daß mancher Thomas jetzt noch zweifelt
 Ob je ein Tell war. — Ganz verteufelt

Erschrack das Publikum, als mal
 Ein Münzen-Kenner ihm empfahl
 An dich, mein Held, nicht mehr zu glauben.
 Er wollt' ihm seinen Liebling rauben,
 Schrieb, als geschäh's von ungefehr,
 Die Dänen hätten gleiche Mähr,
 Und Mann und Apfel, Pfeil und Bogen
 Sey'n wie der Junge wohl erlogen.
 Ey Gott bewahr! So wollt ich ja
 An Alexandern selbst nicht glauben;
 Ich sprach: Kein Hannibal war da! —
 Und würd' euch euren Cäsar rauben.
 So höchstens zeigt ich noch aus Gunst
 Die Bundes-Brüder wie im Dunst. —
 Ja, guter Zell! Du bist gewesen;
 Es ist gedruckt, man kann es lesen.
 In Stein gehau'n, in Holz geschnitten,
 Gemahlt, gemeißelt, eingekritz,
 Gepunzt, gegraben, angestrichen;
 Bald nagelneu und bald verblichen,
 Sieht man dein Bild, und sieht es gern
 In Bern, in Uri und Luzern.
 Du lächelst, siehst von höhern Sphären
 Herab auf Preussen, Ungarn, Mähren;
 Erblickst sogar in der Türken
 Die Muselmänner gleich und frey.
 Du siehst in ihren Zobel-Kappen
 Die Russen selbst nach Freyheit schnappen
 Und rufft in hohem Freyheits-Sinn:
 Ich war! ich lebte! und ich bin!
